

VERONICA WOLFF

MEIN
SCHOTTISCHER

Ritter

Weltbild

Er ist ein stolzer Clan-Lord, der sein Volk schützen muss. Sie will sich über ihr Leben klar werden und im Land ihrer Ahnen zu sich finden.

Bei einem Streifzug durch die Highlands entdeckt Lily einen verwilderten Irrgarten – und landet unversehens im Jahre 1654. Direkt vor den Füßen von Ewen, dem Oberhaupt des Cameron-Clans. Das Mädchen aus dem 21. Jahrhundert bringt den unerschrockenen Krieger völlig aus dem Konzept. Dennoch fühlen sich beide magisch zueinander hingezogen. Soll Lily bleiben, allen Gefahren zum Trotz?

Eine romantische Reise in die Vergangenheit

Highland Heroes

Band 1: Mein schottischer Ritter

Band 2: Mein schottischer Held

Veronica Wolff

Mein schottischer Ritter

Roman

Aus dem Amerikanischen von Heinz Tophinke

Weltbild

Die Autorin

Veronica Wolff, geboren in den USA, lebte lange in Indien und studierte dort Sprachen und fernöstliche Kunst. Nach ihrer Rückkehr nach Kalifornien nahm sie einen Job in einem Internetunternehmen an, entdeckte jedoch bald das Schreiben als ihre wahre Aufgabe. Ihre romantischen Abenteuerromane wurden in den USA zu Bestsellern.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel Master of the Highlands bei Berkley Sensation, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Veronica Wolf

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Published by arrangement with The Berkley Publishing Group, a member of Penguin Group (USA) Inc.

Übersetzung: Heinz Tophinke

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/istock

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-703-7

Für Adam,
meinen ganz persönlichen romantischen Helden

Dank

So vielen Menschen möchte ich dafür danken, dass sie mir geholfen haben, mein erstes Buch Wirklichkeit werden zu lassen:

Meiner Verlegerin Cindy Hwang für ihr Vertrauen in mich, für ihre hervorragende Redaktion und ihren Enthusiasmus, der meine Bekanntschaft mit der Verlagswelt zu einem sehr angenehmen Erlebnis werden ließ.

Meiner wunderbaren und so hilfreichen Agentin Stephanie Kip Rostan, die zu finden ein unglaubliches Glück für mich war.

Der Sektion San Francisco Bay Area der Romance Writers of America, die mich als ängstliche Anfängerin so bereitwillig aufgenommen und mich bei meinen ersten Schritten begleitet hat. Vor allem gilt mein Dank Monica McCarty und Kalen Hughes, die mir mehr als einmal hilfreich zur Seite gestanden haben, sowohl bei inhaltlichen Fragen als auch bei Problemen bei der Redaktion. Darüber hinaus danke ich auch der Sektion Celtic Hearts, insbesondere Cindy Vallar und Sharron Gunn.

Ferner bedanke ich mich bei Diana Donovan und Liz Dunn, die mir Mut machten, als ich trübsinnig auf die ersten weißen Seiten vor mir starrte.

Anna Livia Brawn, deren Lateinkenntnisse und aufschlussreiche Anmerkungen für mich sehr hilfreich waren. Unsere Gespräche bei einem Glas Wein haben mir viel bedeutet.

Martainn Mac an t-Saoir, ceud taing matha, für das Korrekturlesen des Gälischen. Und Urmimala Sarkar dafür, dass sie uns bekannt gemacht hat.

Sehr viele Webseiten waren mir bei der Recherche nützlich, zu viele, um sie alle aufzuzählen, vor allem aber Electric Scotland, Akerbeltz.org und Clan Cameron Online.

Padma Kaimal danke ich dafür, dass sie mir beibrachte, zu beschreiben, was ich sehe.

Liz, Myra, Mo, Monica, Michael und Anna, Keri, Britton, Laura und Erica für die Kinderbetreuung – und ganz einfach für ihr Mitgefühl.

Rudolph Reyes für die »Uncle Rudy Group« sowie für tausend Dinge, von juristischen Ratschlägen bis zu »Margarudys« in schwierigen Zeiten.

Ivan Wolff für die liebevolle Unterstützung und den immer zum rechten Zeitpunkt dagelassenen guten Wein.

Joey Wolff dafür, dass er ein so begeisterter erster Leser war und immer auf uns aufgepasst hat.

Mom und Dad, für die es die natürlichste Sache der Welt war, dass ich ein Buch schreiben würde, mit einem besonderen Dank an meine Mutter, meiner wichtigsten Partnerin bei der Planung des Handlungsverlaufs.

Und last but not least Adam, meinem fabelhaften Mann und besten Freund, der noch vor mir daran glaubte, dass ich eine gute Geschichte in mir hatte, und der mir bei diesem Projekt ebenso ein Partner war wie in allen anderen Dingen.

Prolog

Die Teetasse entglitt ihren knorrigen Fingern und landete mit einem lauten Klappern auf der Untertasse. Mit einem Seufzer rieb sich die alte Frau die schmerzenden Knöchel. Es war lange her, seit die Kraft und Spannung der Jugend in ihr gebrannt hatten wie eine hell lodernde Flamme, und selbst wenn man sie nie als eine wirkliche Schönheit hatte bezeichnen können, so hatten ihre leuchtend honigblonden Locken doch rosige Wangen und ein so freundliches wie furchtloses Lächeln eingerahmt.

Nun aber war sie nur noch ein altes, rätselhaftes Weib, über das man Kindern am Kaminfeuer Geschichten erzählte. Freundlich gesinnte Menschen hielten sie für eine kluge oder, im schlimmeren Fall, etwas exzentrische Alte, die die Weisheit ihrer Jahre mit der Perspektive und der Einsicht einer anderen Welt zu verbinden verstand.

Andere nannten sie eine Hexe, bekreuzigten sich und bedeckten schon bei der bloßen Nennung ihres Namens die Köpfe ihrer Kinder.

Ihr Name. Sie wusste nicht mehr, wann sie ihren christlichen Namen das letzte Mal gehört hatte. Sie bezweifelte, dass irgendjemand außer ihr sich an ihn überhaupt noch erinnern konnte. Wahrscheinlich war sie nun schon seit Generationen nur mehr als Gormshuil bekannt. Vielleicht schon so lange, wie es gedauert hätte, bis ihre Kinder, die man ihr entrissen hatte, ihre eigenen Kinder zu Erwachsenen heranreifen gesehen hätten. Gormshuil, was für ein hässliches Wort. Gormshuil, die Blauäugige, wegen ihrer gespensterhaften, wässrigblauen Augen, die blass waren wie ein dunstüberzogener Sommerhimmel, dem die Farbe fehlte.

Gormshuil studierte die Teeblätter auf dem Grund ihrer Tasse. Sie klumpten sich zu einem schwarzen, glänzenden Halbmond zusammen, ein unheilvolles Omen, das krass mit den feinen, pinkfarbenen Rosen ihres Teeservices kontrastierte. Sie hatte es als Geschenk erhalten, als sie frisch verheiratet gewesen war, vor einem ganzen Leben. All ihren anderen Besitz hatte sie seither veräußert. Doch sich von diesem alten Porzellan zu trennen, dazu konnte sie sich noch immer nicht durchringen. Es Tag für Tag zu benutzen, das Muster zu sehen, das sie schon als hübsches Mädchen geliebt hatte, das schöne Dinge liebte – das war, als würde sie den harten Griff der Gram direkt an ihrer Kehle spüren. Sie nahm sich vor, diese Qual niemals zu dumpfen Erinnerungen von Traurigkeit und Bedauern verkommen zu lassen. Es war ihr Schmerz, der sie nun zu dem machte, was sie war, und sie wollte ihn spüren und ertragen wie einen Dorn in ihrem Fleisch. Keine Frau sollte es aushalten müssen, ihre ganze Familie zu überleben. Und auch noch auf eine solche Art und Weise. Ihr Mann und ihre Söhne waren plötzlich und mit eiserner Gewalt aus ihrem Leben herausgerissen worden. Das hatte bei ihr zu einem inneren Hass und einem Traum von Rache und Vergeltung geführt. Viele Jahre lang waren es diese Gefühle gewesen, die sie dazu gebracht hatten, allen Qualen zum Trotz jeden Morgen wieder aufzustehen und die Füße fest auf die Erde zu setzen.

Gormshuil betrachtete die winzigen pinkfarbenen Blüten und dachte daran, wie hart Fergus gearbeitet hatte, um sie mit diesem Geschenk zu überraschen. Fast zwei Wochen lang war er fort gewesen, hatte den weiten Weg bis nach Edinburgh auf sich genommen, um das zerbrechliche Porzellan dort zu kaufen. Nie hatte sie gedacht, dass sie einmal

etwas so Schönes besitzen würde. Ihre Wangen hätten die Blütenfarbe dieser Rosen, hatte er gesagt.

Die alte Hexe schob die unglaublich zierliche Tasse beiseite und lächelte bitter über ihre kleine Schwelgerei und sich selbst. Eine wie sie konnte sich Sentimentalität nicht gut leisten.

Die Gesellschaft war mit einer einsam lebenden Frau wie ihr nicht gerade nachsichtig gewesen. Seit dem Tod ihres Mannes und ihrer Söhne war sie gezwungen, sich so gut es eben ging durchzuschlagen. Ein gequältes Lächeln verzog ihre Mundwinkel. So gut es eben ging, das war in der Tat gut gewesen.

Ihr Fergus hatte diese von ihrer Großmutter erlernten »Weiberkünste« immer liebevoll gespöttelt. Gormshuil hatte das Geschlecht und das Geburtsdatum all ihrer Kinder schon gewusst, als sie sie noch in sich getragen hatte. Und sie hatte sich auch von dem kränkelnden Kind befreien können, von dem sie wusste, dass es für diese Welt zu schwach sein würde.

Aber alle weise Voraussicht und all ihre Talente hatten ihr nicht helfen können, die eigene Familie zu retten. Ihr gequältes Lächeln wurde zu einer bitteren Miene. Ein seelenloser Feind hatte ihre Liebsten dahingerafft und sie, Gormshuil, dem Sterben überlassen. Aber sie war nicht gestorben, und alles, was ihr zum Überleben geblieben war, waren ihre verwünschten Künste und ein so sehr verzagtes Herz, dass sie jedes Jahr kaum mehr daran glauben konnte, das nächste frische Grün noch sprießen zu sehen.

Erst als sie gezwungen war, selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, vervollkommnete sie ihre Fähigkeiten, anstatt sie nur als Zeitvertreib am Kamin zu pflegen. Sie war schlau genug, sich für jene in der Gesellschaft wertvoll zu machen, die Macht ausübten, jene, die nach einer suchten, die sich auf Diskretion so gut verstand wie auf Zauberei. Im Gegensatz zum volkstümlichen Heilen und der Weissagerei der alten Wahrsagerinnen, die häufig auf dem Scheiterhaufen endeten, erlernte Gormshuil die Prophezeiung unheilvoller Ereignisse und die Deutung von Omen und schmeichelte sich bei jenen ein, die in den Highlands wirklich über Einfluss verfügten.

Und so wurde aus einer trauernden und mittellosen Witwe die Hexe von Moy.

Wie jeden Tag, öfter, als sie es zählen konnte, nahm Gormshuil einen tiefen Atemzug und zwang sich, noch ein wenig länger auszuhalten. Bald würde sie wieder mit Fergus und ihren Söhnen zusammen sein.

Doch heute war noch nicht der Tag dafür.

Sie studierte die Tasse, drehte und drehte sie, sodass der kalte, braune Tee in die Untertasse schwappte. Die alte Frau war aufgeregt. Es war ihre sechste Tasse heute, und noch immer sagten ihr die Blätter dasselbe.

Jemand kommt.

Ewen stand noch vor dem Morgengrauen auf und machte seine Übungen mit dem Schwert, wie er es seit über fünfzehn Jahren täglich tat. Mit dem schwarzen Haar, das offen auf die Schultern fiel, nackt bis auf ein langes Leinenhemd und die Waffe auf seinem Rücken, übte er sich in seiner Kampfkunst.

Der Claymore, sein zweischneidiges Langschwert, hatte bereits seinem Vater gehört. Er war zu groß, um ihn seitlich an der Hüfte zu tragen. Deshalb hatte Ewen eine Scheide aus Leder und Silber gefertigt. Wenn die Klinge darin steckte, ragte das Heft zwischen seinen Schulterblättern hoch. Ewen hob beide Arme, umfasste hinter seinem Kopf den schweiß- und blutgetränkten Ledergriff und zog das Schwert langsam heraus. Die tödlich scharfe Stahlklinge zischte durch die Luft, als er sie über dem Kopf in Position brachte. Es war ein langsamer, bedächtig ausgeführter Tanz mit einem Schwert, das die meisten Menschen mit einer Hand nicht einmal hätten hochhalten können. Das Gewicht auf einem Fuß, das andere Knie gebeugt, parierte Ewen einen unsichtbaren Feind. Als die Sonne durch das bunte Glas seiner Schlafzimmerfenster drang, war seine Haut von einer dünnen Schicht Schweiß überzogen und seine geschmeidigen Muskeln von der Anstrengung fest und gestählt.

Ein Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken. »Ja, herein«, knurrte er. Die schwere Tür mit ihren Eisenbeschlägen wurde einen Spalt geöffnet, und Katherine, die freundliche, pausbäckige Hausmagd, lugte herein. »Soll ich Euch ein Bad herrichten, Mylord?« Während sie sprach, bemerkte sie, dass der Lord noch nicht ganz angekleidet war. Obwohl sein Hemd fast bis an die Knie reichte, errötete Kat. Sie hatte ihn gebadet, als er noch klein und sie ein junges Mädchen gewesen war, doch nun war Ewen eindeutig kein Kind mehr. Den Anblick des fast zwei Meter großen, halb nackten und schweißbedeckten Kriegers konnte selbst die normalerweise prude alte Jungfer nicht ignorieren.

Ewen, der an abwägende Blicke von Damen gewöhnt war, ersparte ihr eine weitere Beklemmung durch ein brüskes »Nein« und fügte in knappen Worten hinzu: »Ich muss mich mit Donald und den Männern treffen. In der Waschschüssel ist Wasser, das reicht.«

Seine Stimme war rau und tief und einschmeichelnd wie das Knistern eines langsam brennenden Torffeuers. Sie war schon früh so geworden, und ziemlich abrupt. Kat war verwundert darüber, dass die Stimme des Lords manchmal fast zärtlich klang, was zu diesem ansonsten so ungestümen Mann gar nicht zu passen schien.

Ewen bemerkte den kurzen, liebevollen Blick der Magd, und ein Lächeln flog über seine Miene. »Danke schön, Kat«, sagte er. Sie zog sich daraufhin eilends zurück und schloss die Tür wieder.

Er legte die Scheide ab, zog das schweißnasse Hemd aus und tauchte die Hände in die neben dem Bett bereitstehende Schüssel. Das Wasser war eisig von der Kälte der Nacht, doch die über seinen Rücken hinunterlaufenden Rinnsale wirkten erfrischend. Eine Empfindung, die einen Schauer durch seine Lenden jagte, sodass er trotz des kalten

Wassers erregt wurde. Grinsend fragte er sich, ob es von der frühen Stunde kam oder von der bevorstehenden Aufgabe, dass sein Körper so reagierte. Ewen hatte Frauen praktisch aus seinen Gedanken verbannt, deshalb glaubte er nicht, dass das die Ursache dafür sein konnte. Nicht, dass er sich in früheren Jahren nicht gern und ausgiebig amüsiert hätte, doch seit einer fehlgeschlagenen Ehe in jungen Jahren sagte er sich, dass eine Frau in einem Leben genug war. Ein Clanoberhaupt musste, was Affären anbelangte, Vorsicht und Diskretion walten lassen, und Ewen hatte schon vor langer Zeit beschlossen, dass Romanzen in seinem Leben keinen Platz hatten.

Mit seinen zweiunddreißig Jahren war Ewen Cameron, siebzehnter Captain und Oberhaupt des Clans der Cameron, jünger als die meisten anderen Clanführer. Schon in jungen Jahren war er mit dem Tod seines Vaters konfrontiert worden, und so hatte das Schicksal ihn sehr früh seiner Kindheit beraubt. Sein Großvater war vorübergehend erneut als Oberhaupt eingesetzt worden, während Ewen von zu Hause fortgeschickt wurde, um eine Schule zu besuchen.

Er kam zurück mit dem brennenden Wunsch, die Bücher gegen Schwert und Schild einzutauschen, und so zog sein Onkel Donald ihn auf, bis der junge Mann bereit war, die Führung des Clans zu übernehmen.

Donald bildete Ewen auf das Beste in den Kriegskünsten der Highlands aus, denn der Clanführer musste der Stärkste, der Tapferste und der Sicherste mit der Waffe sein. In der Schlacht ritt er seinen Männern voran und setzte sie keiner Gefahr aus, der er sich nicht selbst aus freien Stücken gestellt hätte. Er musste bereit sein, für seine Leute in den Tod zu gehen – eine Lektion, die der Onkel dem jugendlichen Oberhaupt mit unbarmherziger Strenge beibrachte.

Donald war der Meinung, dass ein guter Feldherr nicht nur die Kriegskünste perfekt beherrschen sollte. Vielmehr musste, wer ein großer Krieger sein wollte, sich auch um das Prinzip der Ehre und die Bedürfnisse seiner Untertanen bemühen. Und so prägte er seinem Schützling auch geistige Ideale und Ambitionen ein. Anders als seine Altersgenossen im Clan studierte Ewen deshalb Latein, Griechisch und Französisch. Und während die anderen Jugendlichen ihre Zeit damit verbrachten, mit Holzschwertern zu üben, bestand Donald darauf, dass der junge Lord bei der Führung der häuslichen Geschäftsbücher mithalf.

Ewen holte ein frisches Leinenhemd aus seinem Kleiderschrank und machte sich kampfbereit. Ein Krieger der Highlands hatte die Aufgabe, seine Schutzbefohlenen und seine Ehre zu verteidigen, und die meisten Männer führten vor der Schlacht bestimmte Rituale aus. Manche genossen die Gesellschaft von Frauen, andere vertrauten auf das Gebet. Ewen hingegen zog es vor, sich methodisch vorzubereiten – er reinigte seine Waffen, bis sie hell glänzten, schleifte sie bedächtig, bis sein Schwert und die drei kleineren Klingen sowohl das feinste Haar spalten als auch mit einem Streich einen erwachsenen Mann niederstrecken konnten.

Nachdem er sein Hemd geschnürt hatte, legte er eine frisch gereinigte Tartan-Stoffbahn an, die er an der Hüfte mit einem braunen Ledergürtel und einer großen, silbernen Spange befestigte. Dann begann er, sich mit großer Sorgfalt zu bewaffnen. Dazu breitete er seine sämtlichen Waffen auf dem Bett aus und überprüfte systematisch

jedes Stück, bevor er es anlegte. In jedem Stiefelschaft verbarg er eine Klinge, dann steckte er sich einen Dolch in den Gürtel und hängte sich schließlich sein kostbares Langschwert über den Rücken.

Den Rest des wollenen Tartans warf sich Ewen über die Schulter und steckte ihn mit einer silbernen Brosche fest. Er rieb ein wenig daran, als sei sie beschlagen, obwohl er den darauf abgebildeten keltischen Jagdhund erst am Abend zuvor auf Hochglanz gebracht hatte. Beim Anstecken dachte er an seinen Vater und lächelte über das fast abergläubische Bedürfnis, dieses Andenken an ihn in der Schlacht zu tragen – besaß es doch die mythische Bedeutung des letzten Geschenks eines Vaters an seinen Sohn.

Er würde sich niemandem unterwerfen. Und wie die Männer seiner Vorväter waren auch die seinen bekannt als die Söhne des Jagdhundes.

Lily atmete heftig aus und rieb kräftig mit dem Daumen an ihrem Unterarm entlang. Sie hatte seit Jahren nicht mehr gezeichnet und war nicht gewillt, sich jetzt von einem Krampf abhalten zu lassen. Die Arbeit an ihren Studien nahm sie ganz und gar in Anspruch. Schon den ganzen Vormittag lang hatte sie energisch Pastellfarben verrieben und gemischt und die Landschaft um sich herum auf Papier gebannt.

Es war eine nette Abwechslung zum Abend davor, der ungut geendet hatte. Genau vor einer Woche war sie in ihr gemietetes Bauernhäuschen eingezogen, und abgesehen vom gelegentlichen freundlichen Winken eines neugierigen Passanten waren ihre einzige Gesellschaft die zotteligen Hochlandrinder gewesen, die auf den grünen Flecken grasten, welche zwischen die purpurfarbene Heide und die grauen Felsen des engen Tals eingestreut waren. Auf der Suche nach ein bisschen Spaß und Unterhaltung war sie dann nach Inverness gefahren und hatte sich dort in eine der Studentenkneipen gewagt, in denen sich zur lauten Musik einer Band rüpelhafte junge Männer und grell geschminkte Mädchen drängten. Alles in allem, hatte sie gedacht, würde das ein guter Ort sein, um einmal abzutauchen und zu sehen, wie es in den Highlands um das Nachtleben bestellt war.

Nachdem sie sich zehn Minuten lang an die überfüllte Theke gedrückt hatte in der Hoffnung, einer der Barmänner würde sie bemerken, begann sie ihre Entscheidung zu bereuen. Verärgert glaubte sie, nun zu wissen, weshalb die einheimischen Mädchen sich dermaßen aufdonnerten. Wie sonst konnte man in einem derartigen Schuppen bemerkt und bedient werden?

Sie wandte sich zum Gehen, doch ein ungeschlachter, sehr betrunkenener junger Mann trat ihr in den Weg. Was ihm an Körpergröße fehlte, machte er an Breite wett. Sein zu enges T-Shirt spannte sich über einen beachtlichen Bizeps, und er hielt sich ganz offenkundig für ein ziemlich besonderes Exemplar der Spezies Mann. Nur schade, dachte Lily, dass er seinen Bauchmuskeln nicht die gleiche Aufmerksamkeit widmet, denn die waren gut unter einem beträchtlichen Bierbauch verborgen.

»Entschuldigung«, murmelte sie mit gesenktem Blick und versuchte, unter seinem ausgestreckten Arm durchzuschlüpfen.

»Oi, eine Amibraut!«, prustete der Koloss. Er stank nach Whisky und Erbrochenem. Lily beschloss, dass es an der Zeit war, diesen Ort zu verlassen. Bei ihrem Wunsch, Einheimische kennenzulernen, hatte sie definitiv nicht an betrunkene College-Studenten gedacht. Was hatte sie sich überhaupt dabei gedacht? Sie sollte in ihr Häuschen zurückfahren, einen netten Film ansehen und sich dabei sündhafterweise einen mitternächtlichen Snack gönnen.

»Ja, ähh ...« Mit einem verlegenen Lächeln versuchte Lily, sein Interesse abzuschütteln und sich erneut an ihm vorbeizustehlen. »Entschuldigung.«

»Nicht so hastig, Süße«, nuschte der Kerl. »Stimmt denn das, was man so über die Amerikanerinnen hört?«

Noch einmal versuchte Lily es mit Flucht, denn sie wollte definitiv nicht wissen, was er mit seiner ungehobelten Frage wohl meinte.

Die Band legte eben eine Pause ein, und in der Bar schien es plötzlich unheimlich still zu werden. Lily spürte eine unbehagliche Spannung im Raum – von der Art, dachte sie, auf die eine Wirtshausrauferei folgte.

»Bitte, lassen Sie mich vorbei.«

»Ey – bitte, lassen Sie mich vorbei!«, wiederholte der Bursche in einem hohen Singsang. Inzwischen hatten sich ein paar seiner Kumpane zu ihm gesellt und verfolgten neugierig die Szene.

Lily spürte Wut in sich aufsteigen. So manche Frau hätte wohl versucht, die Situation durch Worte zu entschärfen, doch sie war eine Kämpferin. Sie schreckte vor niemandem zurück, auch nicht vor einem fettleibigen Muskelpaket.

»Oi«, machte sie ihn nach. »Und jetzt lass mich gefälligst durch!« Mit dem Kopf voran stürmte sie auf ihn zu, um ihn zur Seite zu stoßen, doch ohne Erfolg.

»Hör mal, du besoffener Trottel, ich will hier raus!« Sie wusste, dass dies der falsche Weg war, um der Lage Herr zu werden, aber es war klar, dass keiner seiner Kumpel ein Interesse daran hatte, diese Art der Abendunterhaltung abzukürzen, also musste sie selbst für sich sorgen.

Lily bemerkte, dass ein paar der Mädchen hinter sie getreten waren und sie wohlwollend beobachteten. Eine Rothaarige blickte unverhohlen mit einem so schiefen wie anerkennenden Lächeln zu ihr, und das gab ihr noch mehr Mut.

»Kretin!«, fauchte sie und versuchte noch einmal, an dem Kerl vorbeizukommen.

Mittlerweile war es in der Kneipe still geworden, und aller Augen richteten sich auf die Amerikanerin, die offenbar den Mund zu voll genommen hatte.

Lily kochte vor Wut. Sie hatte nur ein bisschen ausgehen, sich auf niemanden einlassen, sondern lediglich eine der hiesigen Bands anhören und vielleicht ein wenig die Menschen hier beobachten wollen.

»Na komm schon, Süße«, nuschelte der Kerl. Sein schlechter Mundgeruch verursachte Lily zunehmend Übelkeit. »Nur ein bisschen knutschen, was ist denn schon dabei?«

Eigentlich hatte sie ihm nur eine Ohrfeige verpassen wollen, doch irgendwie landete ihre Faust an seinem Kinn. Und schon stieg eine Handvoll der College-Mädchen mit ein, sie feuerten Lily an und schütteten dem Kerl ihre Biere ins Gesicht.

Auch seine Freunde wurden nass. Als Nächstes erwischte es die Mädchen, dann griffen deren Freunde ein, und ehe Lily sich versah, hatte sie eine regelrechte Kneipenschlacht in Gang gebracht. Bei dem allgemeinen Tumult schaffte sie es schließlich, durch eine Seitentür zu verschwinden.

Lily war immer stolz darauf gewesen, nicht eines dieser schüchternen, introvertierten Mauerblümchen zu sein, doch eine Wirtshausschlägerei vom Zaun zu brechen, das war ihr dann doch zu viel gewesen. Mit einem prüfenden Blick auf ihren Skizzenblock dachte sie, dass es wohl angebracht sein würde, sich in den nächsten Tagen beim Besitzer der Kneipe zu entschuldigen.

Sie legte den Block beiseite, flocht ihr widerspenstiges blondes Haar zu einem provisorischen Zopf und bewunderte einmal mehr das Panorama vor sich. Ihre

Großmutter hatte ihr oft von der majestätischen Erhabenheit der Highlands erzählt, doch keine Worte konnten die spröde Schönheit dieser Landschaft beschreiben. Sie blickte um sich, ergriffen von den gewaltigen Kontrasten dieses Landes. Der Wind heulte, und Strähnen ihres Haars rissen sich aus dem Zopf los, doch die zähen Pflanzen, die die Moore bedeckten, bewegten sich kaum; sie schmiegt sich an die Erde und klammerten sich trotzig im Purpur und Weiß von Heidekraut und Disteln aneinander. Gewöhnliche, fast kümmerlich zu bezeichnende kleine Pflanzen, die der Welt widerspenstig zu sagen schienen: Was, so ein leichtes Lüftchen? Ganz so wie auch die Menschen hier, dachte Lily. Stark, nicht unterzukriegen und schnell mit dabei, wenn es darum ging, eine schlechte Situation kleinzureden.

Alles in allem hatte es den Anschein, als würde sich in der Ferne ein anderes Land ausbreiten, in dem Vögel träge über einen der zahllosen Seen der Highlands segelten, dessen Wasser unbegreiflich still dalag. Am jenseitigen Ufer ragten stummen Wächtern gleich felsige Gipfel auf. Ihre gezackten Silhouetten spiegelten sich im Wasser, das wie Glas wirkte. Abgesehen von den zuckenden Schatten grauer Sturmwolken war der See im Licht des Vormittags dunkelblau und violett, und nun begriff Lily endlich auch, weshalb die Menschen hier glaubten, dass sich in den Tiefen ihrer Lochs monströse Ungeheuer verbargen.

Langsam sammelte sie ihre Pastellstifte wieder in die ramponierte Schachtel ein und wunderte sich darüber, dass, bevor sie nach Schottland gekommen war, Jahre vergangen waren, in denen sie überhaupt nicht gemalt und gezeichnet hatte. Von einem Abschluss in Kunst, ihrer Leidenschaft fürs Malen und Ambitionen, unterprivilegierte Kinder in Kunst zu unterrichten, war sie geradewegs in einen Achtzig-Stunden-Job im Silicon Valley hineingerasselt. Keine Kunst mehr. Keine Kinder. Und schon gar niemand, der unterprivilegiert gewesen wäre.

Ein Urlaub in Schottland war Lily als die ideale Gelegenheit vorgekommen, einmal über sich und Gott und die Welt nachzudenken. Einmal allein zu sein und sich darüber Gedanken zu machen, wozu sie es in den letzten Jahren gebracht hatte. Was all die Überstunden, Aktienbezugsrechte und Vorstandssitzungen bedeutet hatten – wenn sie denn etwas bedeuteten hatten.

In erster Linie war sie wegen Grandma hierhergekommen. Wegen ihrer geliebten Großmutter, die dieses Land bereits in jungen Jahren verlassen hatte, um zu sehen, was die weite Welt für sie bereithielt. Grandma, die ihre singende Sprechweise und ihren starken Akzent ebenso wenig je verloren hatte wie das jugendliche Leuchten in ihren Augen.

Sie hatte immer gesagt, dass Grandma sie großgezogen und auf dem Arm getragen hatte, als ihre leibliche Mutter fortging, obwohl Lily damals erst in der Grundschule war. Sandra – sie hatte immer darauf bestanden, ihre Mutter so zu nennen – hatte sich von einem drittklassigen Baseballspieler den Kopf verdrehen lassen, der eines Tages im Rahmen eines Trainingscamps in die Stadt gekommen war. Als die Zeit kam, dass er wieder gehen musste, hatte Lilys Mutter ihre Sachen gepackt und stand bereit. Sie glaubte, so lange sie noch unter vierzig sei, habe sie bessere Chancen in der Liebe, wenn sie kein Kind am Hals hatte.

Ein paar Jahre später kam Sandra wieder zurück. Dieses Mal hatte sie einen glatzköpfigen Banker Mitte sechzig an ihrer Seite, und sie meinte, dort weitermachen zu können, wo sie vordem aufgehört hatte, bedacht darauf, ihre neue Rolle als seriöse Ehefrau sozusagen mit einem »fertigen« Kind ausfüllen zu können.

Das wollte Lily nicht mitmachen, was jedoch ohnehin keine große Rolle spielte. Denn inzwischen waren Grandma und ihr »fröhlicher Fratz« – diesen Spitznamen hatte sie Lily wegen ihrer unglaublichen hellblonden Locken gegeben – unzertrennlich geworden. Die alte Frau beschützte ihre Enkelin mit allen Mitteln, und erst nachdem Sandra sie ausgiebig beschwatzt hatte, durften sie und ihr neuer Ehemann Lily überhaupt besuchen kommen.

Und nun war Grandma gegangen.

Lily hatte ihr hohes Alter nie zur Kenntnis genommen, denn sie war so voller Leben gewesen, und ständig beschäftigt mit handwerklichen Dingen, ihren Gedichten und ihren Rosen.

Obwohl Grandma friedlich entschlafen war, hatte Lily nicht wirklich Trost finden können. Sie konnte das Andenken ihrer Großmutter nicht hochhalten, sondern empfand plötzlich eine große Schuld. Denn anstatt einfach ihren Lebensabend zu genießen und mit ihrer Seniorengruppe die Welt zu bereisen, hatte Grandma alles aufgegeben und für Lilys Erziehung endlos viele Opfer gebracht.

Und nun, da ihre Großmutter von ihr gegangen war, spürte Lily, dass sie keinen Ehrgeiz mehr hatte, ihre Karriere weiter zu verfolgen, sondern einfach nur in Grandmas Heimat entfliehen wollte. Diese »letzte Reise in die Highlands« zu unternehmen, von der ihre Großmutter bis zu ihrem Tod immer geträumt hatte.

Anfangs hatte Lily geglaubt, es würde eine gute Gelegenheit sein, ein wenig nachzudenken. Doch sie merkte sehr bald, dass das Land so einsam war, dass sie zum Nachdenken fast zu viel Zeit hatte.

Zu Hause in San Francisco hatte sie sich daran gewöhnt, sich, abgesehen von ihrer Arbeit, mit fast nichts anderem mehr zu beschäftigen. Das hatte in den 1990er-Jahren angefangen, als aus ihrer befristeten Anstellung bei einem kleinen Internetmagazin plötzlich die Position eines »Creative Director« wurde.

Damals war sie erst vierundzwanzig gewesen. Ein paar Jahre, Tausende von Arbeitsstunden und eine in die Brüche gegangene Beziehung später fand sie sich wieder mit nichts als einer gebrauchten Luxuslimousine, einem Haufen Geld auf der hohen Kante und ein paar neuen Falten im Gesicht. Und es waren nicht einmal Lachfalten. Nur einige Runzeln mehr in ihrer ohnehin zumeist in Falten gelegten Stirn.

Lily fragte sich, wozu das alles gut gewesen sein sollte. Sie war Künstlerin gewesen. Und anstatt ihren Träumen nachzugehen, hatte sie am Ende Layouts für die Fotos anderer Leute gemacht; Fotos von Orten, die zu besuchen sie nie die Zeit gehabt hatte.

Vielleicht hatte sie das alles nur gemacht, um Sandra zu beweisen, dass sie einen Abschluss in Kunst schaffen und trotzdem nicht als Bettlerin auf der Straße landen würde. Sie wusste nur, dass niemand mehr überrascht war als sie selbst, als sie plötzlich und unerwartet in der Welt des Business Karriere machte.

Lilys Kollegen hatten sie für gescheit gehalten; sie jedoch empfand ihre Veranlagung

zur Kompromisslosigkeit in ihrem Privatleben als Belastung. Und sie hatte immer gedacht, sie werde nur noch ein Jahr lang Aktienbezugsrechte anhäufen, und dann würde sie aufhören und nach Herzenslust malen können. Aber sie hatte nie aufgehört.

Dann brach der Technologiemarkt ein. Zuerst ging es ganz langsam: gelegentliche Entlassungen, Neustrukturierungen im Managementbereich.

Aber ehe sie sich versah, war sie die einzige Designerin in dem großen Büro, umgeben von leeren Arbeitsplätzen und allein damit befasst, für eine anonyme Muttergesellschaft die Scherben eines gescheiterten Onlineunternehmens aufzusammeln.

Und sie hatte jahrelang gearbeitet und in all der Zeit nicht einmal echte Freunde gewonnen. Diese Businessstypen in Khaki und Marineblau waren irgendwie alle gleich. Sie unterschieden sich höchstens darin, welche Farbe sie für ihren BMW bevorzugten oder ob sie den Wimpel von Harvard oder von Stanford in ihrem Büro hängen hatten.

Einen gab es, mit dem sie im letzten Frühjahr ein paar Monate lang zusammen gewesen war, ein Computerprogrammierer, aber einer von der etwas weltfremden Sorte. Es war ja ganz nett gewesen – bis er in die Firmenzentrale nach Boston transferiert wurde.

Das Thema, dass Lily selbst eine Versetzung beantragen könnte, kam irgendwie nie auf den Plan, und so verlief die ganze Beziehung so gleichgültig im Sand, wie sie ursprünglich angefangen hatte.

Wenn sie über ihre Karriere nachdachte, bekam Lily immer ein Gefühl der Leere. Jahrelang hatte sie sich kein Leben zugestanden, und wozu? Für einen Haufen wertloser Aktienbezugsrechte?

Und das hatte sie getan auf Kosten der einzigen Person in ihrem Leben, die sie wirklich liebte und von der sie wirklich geliebt und verstanden worden war. So viele Opfer hatte ihre Großmutter für sie gebracht, und Lily hatte als Dank nichts Besseres zu tun gewusst, als sich von einem sinnlosen Job so sehr vereinnahmen zu lassen, dass Grandma für sie einfach nicht mehr an erster Stelle stand.

Sie ließ sich all die Urlaube noch einmal durch den Kopf gehen, die wegen ihrer Terminpläne verkürzt worden waren, all die Male, in denen sie es um ein, zwei Tage verschoben hatte, Grandma zurückzurufen, nur weil sie gerade wieder mit einem Projekt befasst gewesen war, all die verpassten Gelegenheiten, bei Grandma zu essen, nur weil sie länger im Büro bleiben und »endlich« alle ihre E-Mails checken wollte.

Sie war sogar zu beschäftigt gewesen, den Tod ihrer Großmutter richtig zu betrauern.

Damals hatte Lily tausend Ausreden gehabt, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Sie war die Leiterin eines »Kreativteams« gewesen, das beim Vorstand gerade ein letztes Mal Mittel zur Rettung des Unternehmens beantragt hatte. Die entsprechende Sitzung hatte zufällig am Tag nach Grandmas Beerdigung stattgefunden.

Lily redete sich ein, Grandma hätte gewollt, dass sie mit ihrem Leben weitermache, nicht zuletzt, weil man ihr eine große Aufgabe anvertraut hatte.

Und so hatte sie sich nicht einmal einen Tag gegönnt, um zu trauern.

Nun waren die einzigen Menschen in Lilys Leben eine Mutter und ein Stiefvater, die sie beide gar nicht richtig kannte, und eine Handvoll Freunde aus ihrer Studentenzeit, denen sie alle paar Monate, wenn überhaupt, einmal auf den Anrufbeantworter sprach.

Lily rollte die Decke zusammen, die sie als Schutz gegen die feuchte schottische Erde mitgebracht hatte, steckte sie in ihren Rucksack und stand auf. Sie drehte sich langsam um und suchte ihr nächstes Landschaftsmotiv. Eine kleine Veränderung würde ihr jetzt wahrscheinlich ganz gut tun. Wenn nur einer dieser stattlichen Stiere, die an den Bergflanken grasten, lange genug stillgestanden wäre, damit sie ihn zeichnen konnte. Selbst eine zottelige alte Kuh dieser Highlandrinder hätte ihr schon gereicht.

In der Ferne meinte sie einen schmalen Pfad zu erkennen, der sich über einen besonders zerklüfteten Hang hinzog, und machte sich dorthin auf.

Er führte zwar von ihrem Cottage weg, aber ein bisschen wandern war wohl ohnehin das Beste, um den Kopf wieder frei zu bekommen. Ein kleines Abenteuer konnte sie jetzt gut gebrauchen, und sollte sie sich verlaufen, so würden ihr die Berge und der See als Anhaltspunkte dienen, um auch in der Dunkelheit wieder zurückzufinden.

Lily lächelte, als sie plötzlich merkte, dass sie eine Melodie vor sich hinsummte, an die sie seit einer Ewigkeit nicht mehr gedacht hatte. Immer wenn sie als Kind nicht einschlafen konnte, hatte Großmutter ihren Kopf gestreichelt und ihr ihr Lieblingsschlaflied vorgesungen. Der Text war über Generationen hinweg in Grandmas Clan, dem der MacMartins, weitergegeben worden. Es war die Geschichte eines hübschen Burschen, der auf geheimnisvolle Weise nach Lochaber gekommen und ein Held geworden war. Lily hatte diesem Märchen immer wieder fasziniert gelauscht, als höre sie es zum ersten Mal, obwohl sie es so gut kannte wie kein anderes. Und irgendwann war sie dann eingeschlummert und hatte nur mehr den fast hypnotischen Singsang ihrer Großmutter in sich aufgenommen.

Jetzt hörte sie diese vertraute Stimme wieder, Grandmas starken Akzent, so als habe sie ihr erst gestern zum letzten Mal gelauscht.

Grandma hatte ihr das Lied unzählige Male vorgesungen und es immer mit denselben Worten eingeleitet: »Mein fröhlicher Fratz, jetzt kommt die Geschichte eines jungen Burschen, der war klug und belesen, aber er hatte auch ein starkes Herz« – Lily lächelte bei der Erinnerung daran, wie Grandma »starkes Herz« immer gedehnt und mit einem Crescendo gesprochen hatte – »und er war ein früher Verwandter von dir auf der Seite der MacMartins.« Als habe es für die alte Frau nie eine andere Familie gegeben als ihren eigenen Clan.

Und dann streichelte sie Lily über das Haar und begann zu singen:

»Noch jung an Jahren war er schon todgeweiht,
Sein Haar eine Pracht aus Locken und Gold.
In Letterfinlay traf er auf das Land
Aus einer großen, fernen Zukunft.
Er war ein MacMartin ohne Furcht,
Clan Cameron nahm ihn herzlich auf.

Ein Sidhe im rotgrünen Plaid war er,

Ein stattlicher junger Mann.

Eines Tages, im Kampf mit Rotröcken,
Ereilte ihn sein Schicksal.

Um den Lord, seinen Bruder, zu schützen,
Gab er, was man nur einmal geben kann.
Auf einem schönen Hügel kam er zu Tode
Durch eine Kugel, die Sir Ewen galt.

Ein Sidhe im rotgrünen Plaid war er
Und starb in jungen Jahren.

Der große Lord und die Seinen
Vergaben dem Jüngling jede Schuld.
Denn als gelehrter, tapferer Mann
Gereichte dem Clan er zur Ehre
Und wird noch heute hochgeschätzt,
Weil er für den Lord sein Leben gab.

Die Lochaber-Mädchen, sie trauern noch heut'
Um den MacMartin-Helden im Cameron-Plaid«

Lily nahm einen tiefen Atemzug, vom Anblick eben dieses Landes Lochaber bewegt. Tränen traten ihr in die Augen bei dem Gedanken, wie glücklich ihre Großmutter gewesen wäre, wenn sie noch einmal schottische Erde hätte betreten können. Dann überkam sie eine heitere Gelassenheit, als sei mit einem Mal eine imaginäre Macht von ihr gewichen, die ihr bisher die Brust eingeengt hatte.

Ein Gefühl von Verbundenheit stieg in ihr auf, und sie genoss diese seltsame Empfindung mit einem verwunderten Kopfschütteln.

Sie stand an einem der einsamsten Flecken dieser Welt und hatte das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein.